



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aller Anfang ist schwer.

gelassen weg. So taufte ich sie denn auf den Namen „Maria“. Das war Donnerstag, den 3. Dezember 1908; am Samstag darauf starb sie eines ruhigen, recht schönen Todes und am nächsten Sonntag wurde sie unter dem Zusammenlauf einer ungeheuer großen Menge Christen sowohl wie Heiden dahier auf dem christlichen Gottesacker begraben; denn die Kunde: „Malusasa, die große Zauberin ist gestorben und hat sich vor ihrem Tode bei den Ama-Roma bekehrt“, hatte sich wie ein Lauffeuer schnellstens in der ganzen weiten Umgegend verbreitet. Da hatte ich nun die schönste Gelegenheit, in einer packenden Grabrede diesen vielen Heiden, die sonst nie bei einer Predigt oder einem catechetischen Unterricht zu sehen waren, recht ins Gewissen zu reden, und der Tod Malusasas und ihre Bekehrung auf dem Sterbebett gaben meinen Worten den kräftigsten Nachdruck.

Viele von ihnen gingen sinnenden Herzens nach Hause, und ich zweifle nicht, daß sie sich über kurz oder lang als Katechumenen melden werden.

Eine Seele kam sofort, das war die Tochter Malusasas, die bisher auch als Stockheidin gelebt hatte. „Befehle dich nun auch,“ hatte die Mutter zu ihr auf dem Sterbebett gesagt, „und diene dem Gott der Ama-Roma, denn er ist der einzig wahre!“ Das Mädchen befolgte die Mahnung der Mutter, kleidete sich sofort auf christliche Weise und kommt nun jeden Sonntag zu uns in die Kirche. Mein Herzenswunsch ist bloß, daß sich ihr noch viele andere Katechumenen anschließen möchten.

Aller Anfang ist schwer.

Das fühlen wir auch hier in Keilands. Ich will nicht reden von unsem persönlichen Bedürfnissen, obschon auch diesen Rechnung getragen werden muß, sondern nur von der Armut der auf unserm Missionsgebiete wohnenden Schwarzen.

Schon auf der Reise von Mariannhill hieher zerbrach ich mir den Kopf mit der Frage, wovon denn diese Leute hier leben sollten; denn die Vegetation ist

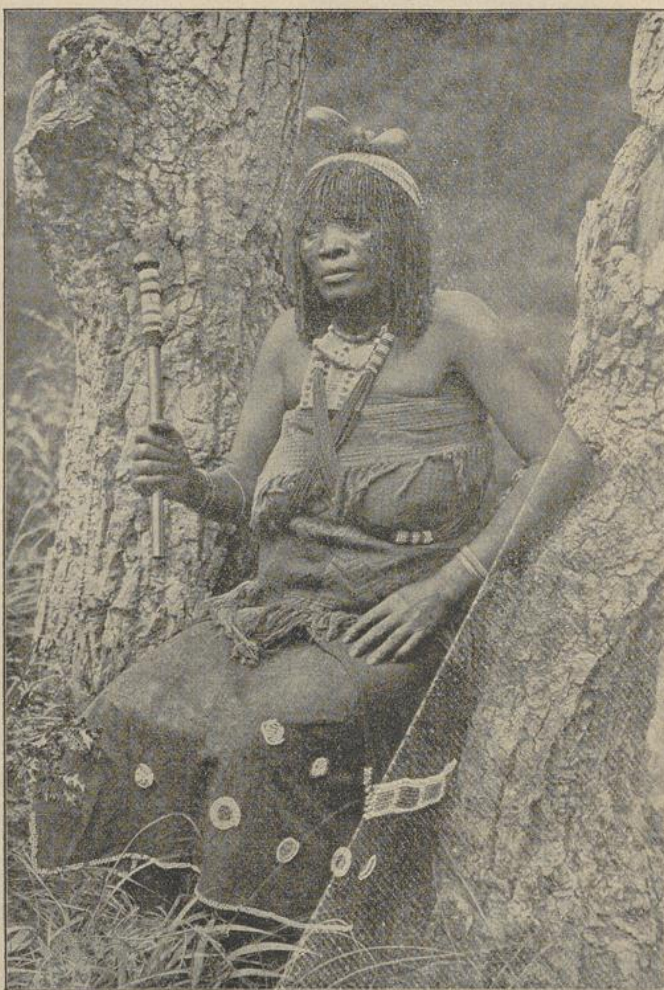
geradezu armelig zu nennen. Soweit das Auge nur reicht, erblickte ich nichts als Steine und Sträucher mit weißen, fingerlangen Dornen. Tatsächlich befinden sich die hiesigen Schwarzen in äußerst ärmlichen Verhältnissen. Wir haben schon in einem früheren Artikel erwähnt, daß manche Kinder in unsere Tageschule nach Zigudu nüchtern kommen und erst bei der Rückkehr in den heimatischen Kraal, also gegen Abend, zum erstenmal ihr spärliches Essen erhalten.

Ähnlich sieht es mit der Kleidung. Wer ein

Hemd sein eigen nennt, zählt schon zu den gut Situierten. Die meisten unserer Knaben und Mädchen stecken ohne einen solchen Luxusgegenstand in ihren Kleidchen. Wieder andere, schon ziemlich große Jungen, haben zwar ein Hemd, aber ohne jedes Zubehör und kommen in diesem Aufzug sogar Sonntags in die Kirche. Viele haben nicht einmal dies; in mancher Familie teilt man sich abwechselnd in die paar ärmlichen Fäden, die sich im Kraale vorfinden, sodaß dann das eine Kind damit heute zur Kirche und Schule geht, das andere morgen. Solche Verhältnisse bestehen sogar hier in Keilands; was soll ich aber erst von unserer Außenstation Zigudu sagen, wo die Missionschule erst in neuester Zeit wieder eröffnet wurde, und wo sich die Kinder massenhaft zur Schule drängen?

Letzter Umstand ist zwar außerordentlich erfreulich — seit wir hier sind, hat sich die Schülerzahl geradezu

verdoppelt; wir haben jetzt in Keilands, Salima und Zigudu zusammen schon 200 Tageschüler — auch machen sie uns weiter keine Unkosten, allein viele andere Knaben und Mädchen möchten auch noch gern in die Schule kommen, getrauen sich aber nicht wegen Mangel an Kleidern. Manche, die in eine bloße Decke eingehüllt zur Kirche und Schule kommen, bestärmen den P. Missionär um Arbeit; sie möchten sich gern ordentliche Kleidchen verdienen, so wie sie die christlichen Kinder und besseren Katechumenen tragen. Wir helfen ihnen auch, soweit wir nur können, und gerne wollten wir Schwestern manche Stunde dazu verwenden, für die armen Schwarzen Hemden, Jacken, Hosen und Kleidchen zusammenzuschneiden, aber wo



Malusasa, die berühmte Wahrsagerin bei Mariatrost.

sollten wir den Stoff hernehmen für so viele? Wir haben mit all' unsern Flecken und Stoffresten schon so aufgeräumt im ganzen Haus, daß man selbst mit einem Vergrößerungsglase nichts mehr finden könnte. Wie wehe tut es mir daher jedesmal, wenn der P. Missionär von einem mehrtägigen Missionsritt zurückkommt und zu erzählen beginnt, wie viele Kinder da und dort bereit wären, in die Missionschule zu kommen, wenn sie die nötigen Kleider hätten. In solchem Falle nicht helfen können, fällt uns schwerer, als alle übrigen Opfer und Arbeiten in der Mission.

Was soll ich nun anfangen? Ich möchte doch den guten, armen Kindern zur Schule und damit zum wahren Glauben verhelfen um jeden Preis! Ich sehe schon, es bleibt mir da nichts anderes übrig, als betteln gehen. Ich habe es zwar noch nie getan, und unsere geehrten Leser und Leserinnen sehen mir wohl meine Beschämung schon von weitem an, allein der guten Sache wegen muß ich doch in den sauren Apfel beißen. Man verzeihe mir also die schüchternste Bitte um Kleider, Flecke und Stoffresten für unsere Armen, für die Schulkinder und für alte Leute, die sich nichts mehr verdienen können. Sie können doch nicht mehr wie die Heiden einhergehen, denn die einen von ihnen sind schon getauft auf den Namen des dreieinigigen Gottes, und die andern wollen sich unterrichten und taufen lassen. Wer will uns, unsern Neubefehrten und Katechumenen, und schließlich unserm lieben Heilande selbst diese Freude machen? Denn er spricht auch heute noch, wie einst zu der Zeit des hl. Martinus: „Siehe, mit diesem Gewande hat dieser und jener mich bekleidet.“

Auf die Farbe kommt es uns dabei nicht an. Je bunteschöner manches Kleidchen wird, um so schöner erscheint es in den Augen unserer Schwarzen, und mancher Stoff, der in Europa oder Amerika als alter Ladenhüter gilt, den niemand mehr mag, ist uns hier in Keilands noch hochwillkommen, denn wir können alles recht gut verwerten.

Zum voraus für alles ein recht herzliches, tausendfaches Vergelt's Gott! O welch ein Jubel wäre das, wenn da eines schönen Tages in Keilands eine ganze große Kiste mit Flecken, Stoffen und Resten ankäme! Wie gerne wollten wir Schwestern uns dann hinsetzen und nähen bis in die tiefe Nacht hinein!

Schwester Edeltrudis, Oberin.

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

Heute ist ein klarer, prachtvoller Wintermorgen. Während der Nacht war es allerdings bitterkalt, und als unsere schwarzen Kinder beim Aufstehen den weißen Reis auf den weißen Fluren erblickten, schrien sie entsetzt auf. Die Schwarzen fürchten eben die Kälte über alles, uns Europäer aber erinnerten die bereisten Talgründe an die heimatischen Schneefelder und die Spiele, die wir als Kinder daselbst getrieben. Uebrigens ist der afrikanische Winter gar nicht so schlimm, ja in gewisser Beziehung ist er die schönste Jahreszeit, die wir haben. Tag für Tag herrscht schöner, angenehmer Sonnenschein, da gibts kein Regenwetter, keine naßkalten Nebel, geschweige denn ein Schneegestöber; und sobald im Laufe des Vormittags die Sonne zu steigen beginnt, verschwindet rasch die Kälte, die während der Nacht und der ersten Morgenstunden herrschte, und um die

Mittagszeit kommt es dem Keuling vor, als stände er mitten im Sommer.

Unsern guten Leonhard finden wir heute vor seiner Türe gar emsig mit Korbflechten beschäftigt. Er begrüßt mich aufs Freundlichste und bewundert die schönen, goldgelben Drangenfrüchte, die ich ihm mitgebracht. „Kungati sivela emparadisiweni“, „es ist, als kämen sie aus dem Paradies“, sagte er lächelnd, und fügte sofort in hl. Ernste bei: „Sie kommen in der Tat aus dem Paradies, denn sie sind in eurem Garten gewachsen; die Bäume werden gepflanzt und gepflegt von den frommen Trappistenvätern und Brüdern, die in diesem Paradiesgarten in hl. Stillschweigen beten und arbeiten, und die Früchte werden gepflückt und behütet von den Händen der guten Missionschwestern. O wieviel Gutes haben wir von euch Trappisten schon erhalten! Ich habe dir gestern von meinem lieben Freunde Nembula erzählt. O, wenn er eure Ankunft noch erlebt hätte, mit welchem Jubel würde er sich euch angeschlossen haben! So aber war es ihm nicht mehr gegönnt; er starb, noch bevor ihr euren Fuß auf die afrikanische Erde gesetzt.“

Ich selbst siedelte mich hier, in der Nähe des Umzimkulu an, nur wohnte ich damals mit den Meinigen drüben auf der linken Uferseite. Der Platz gefiel uns wohl: es gab gutes Trinkwasser, schöne Weidegründe, und die ganze Gegend hatte etwas Schönes und Liebliches. Ich war damals schon bei Jahren; Bart- und Haupthaar waren grau, und mein inkhiziyo (Herz) nicht selten voll von großen, ernsten Gedanken. Doch äußerte ich sie selten nach außen, sondern verschloß sie in mich und war im stillen auf ein großes kommandes Ereignis gefaßt. Was eigentlich Neues über mich kommen sollte, wußte ich selbst nicht, doch es war ein dunkles, starkes Ahnen eines kommenden, nahen Glückes.

Nun lernte ich unter meinen neuen Nachbarn einen Mann kennen, mit dem ich mich bald aufs innigste befreundete. Er hieß Tschikitscha, war ungefähr in meinem Alter und ging bekleidet, denn er war Christ und hatte sogar das Amt eines umkundisi (Lehrers) inne. Sein edler Charakter und seine weisen Reden gefielen mir wohl und erinnerten mich vielfach an meinen verstorbenen Freund Nembula. Auch Tschikitscha machte Versuche, mich zum Christentum zu bekehren und lud mich wiederholt ein, am Sonntag sein Kirchlein zu besuchen. Es war aus Rasen erbaut, den Gottesdienst hielt Tschikitscha selbst, und es versammelte sich um ihn jeden Sonntag ein ansehnliches Häuflein von Männern, Weibern und Kindern. Nur ausnahmsweise traf von Ferne manchmal ein weißer Lehrer ein und hielt den sonntäglichen Gottesdienst.

Einmal, da gerade wieder so ein Prediger gekommen war, ließ mir Tschikitscha keine Ruhe mehr, ich mußte mit ihm gehen, Zeuge dieses seltenen Gottesdienstes zu sein. So ging ich also hin, jedoch unbekleidet, wie ich eben war, und setzte mich gleich in der Nähe der Türe auf den Boden nieder. Die übrigen waren alle bekleidet und hörten mit großer Aufmerksamkeit auf die Worte des weißen Mannes, der ganz vorne stand und unter vielen heftigen Gebärden predigte. Er hob und senkte seine langen Arme, schrieb in dem kleinen Kirchlein aus Leibeskraften und wischte sich zeitweilig mit einem weißen Tüchlein den Schweiß von der Stirne. Ich verstand nicht viel, von dem, was er sagte, nur hörte ich wiederholt den Namen „Jesus Christus“ aussprechen. Hierauf wurden einige Lieder von Tixo (Gott) gesungen, dann aber blieb der